

# Ursprünglich Immanuel Kant zugehört? Das Grabmal für Thaddäus Rinderle auf dem Alten Friedhof zu Freiburg

*Hanno Brockhoff zum Gedächtnis\**

Von  
GERHARD EVERKE

Der in seiner Polarisierung uneindeutige Titel wirft Fragen auf, die es zu erörtern gilt. Wäre ausschließlich vom Rinderle-Grabmal die Rede, ließe sich das Thema bündig eingrenzen und in beschränktem Umfang an der historischen Persönlichkeit festmachen, der man sich im Rückblick auf das, was sie auszeichnet, gerne erinnert. Thaddäus Rinderle, um das kurz vorzuschicken, erfreute sich eines erfüllten Lebens, das sich in geistigem Tun und einer ausgleichenden Leidenschaft für technisches Gerät erschöpfte. 1748 in Staufen geboren, währte es 76 Jahre lang. Berufen, es in den Dienst Gottes zu stellen, trat Rinderle in St. Peter im Schwarzwald dem Orden der Benediktiner bei. Dort, wo er schon als Knabe schulisch unterwiesen worden war, sollte er später auch die Priesterweihe erhalten. Seinen Taufnamen Matthias legte er ab, um sich fortan Thaddäus zu nennen. Anzeichen einer außerordentlichen mathematischen Begabung veranlassten Abt Philipp Jakob Steyrer, den jungen Novizen für ein Hochschulstudium in Salzburg freizustellen, das ihn alsbald in den Stand setzte, sich selber als Professor für angewandte Mathematik an der Universität Freiburg zu empfehlen. Aus seinem Abstraktionsvermögen und einer betont aufgeklärten Unvoreingenommenheit gegenüber naturwissenschaftlichen Erkenntnissen erklärt sich Rinderles Interesse für Astronomie und physikalische Zusammenhänge. Seiner Erfindungsgabe verdanken wir eine Reihe verbesserter Teleskope und vieles mehr, darunter Landvermessern und Architekten nützliche Nivellierinstrumente. Ein besonderes Faible hatte er für Uhren – zweifellos ein Grund, warum man ihm hierzulande so viel Sympathie entgegenbringt. Berühmtheit erlangte der „Uhrenpater“, wie er schon zu Lebzeiten liebevoll genannt wurde, durch eine heute im Deutschen Uhrenmuseum zu Furtwangen aufbewahrte geographisch-astronomische Uhr, die ihn weit über Freiburg hinaus bekannt machen sollte.<sup>1</sup> Erwähnt sei zu guter Letzt, dass er auch zwei Weltkugeln anfertigte. Die Tatsache, dass ein Globus als ikonographisches Bildmotiv sein Grabmal krönt, mag deshalb nicht überraschen, obschon dieser ursächliche Zusammenhang einer anderen Voraussetzung geschuldet ist, wie zu sehen sein wird. Wer auch immer sich mit Rinderle beschäftigt, kommt unweigerlich auf dieses Monument zu sprechen, und sei es nur, um die dort eingeschriebene Inschrift zu zitieren, deren realistischer Sinngehalt nachdenklich stimmt: *Vieles hat er im Leben mathematisch errechnet mit Ziffer und Buchstab. Aber die Stunde des Todes bleibt unbekannter als x.*

---

\* Hanno Brockhoff war ein mir freundschaftlich verbundener Arbeitskollege. Durch einen tragischen Fahrradunfall ist er 2016 ums Leben gekommen. Ihm sei meine Darstellung gewidmet.

<sup>1</sup> Als Angaben zur neueren Literatur seien erwähnt: KURT SCHMIDT: Thaddäus Rinderle (1748-1824). Mönch und Mathematiker (Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens und seiner Zweige, Ergänzungsband 25), St. Ottilien 1981; WERNER SCHÄFFNER: Thaddäus Rinderle aus Staufen – Mathematikprofessor an der Albertina in Freiburg, Staufen 2014.

Zu einer eingehenden Betrachtung dieses Objekts hat es merkwürdigerweise noch keine Veranlassung gegeben, geschweige denn unter kunstgeschichtlichem Blickwinkel. So ist auch die Frage nach dessen Herkunft ausgeklammert geblieben. – Und Kant? Sein prägnanter Name lässt aufhorchen und weckt insofern Aufmerksamkeit, als ein Entwurf zu dem besagten Denkmal überliefert ist, der ihm zugeordnet worden ist.

### Beschreibung und zeitliche Einordnung des Bildwerks

Exponiert ist das Monument, das den Titel provoziert, keineswegs (Abb. 1). Es steht im Schatten der den stillen Ort einnehmenden St.-Michaels-Kapelle, abseits des Weges, der rechts an ihr vorbei führt. Übersehen lässt es sich dennoch nicht, da seine eigentümliche Formensprache nur dem unaufmerksamen Blick entgeht. Darüber hinaus hebt sich der rote Sandstein, aus dem das Werk gearbeitet ist, auffällig von dem grünen Strauchwerk seiner Umgebung ab. Dass es sich um ein klassizistisches Grabmal des frühen 19. Jahrhunderts handelt, ist leicht ausgemacht, da alle Strukturelemente in ihrer Ausdruckskraft der Antike verpflichtet sind. Keine Grabstele in flachwandiger Cippusform (lat. *cippus* = „Spitzpfahl“) begegnet uns hier, sondern ein auf quadratischem Grundriss nach vier gleichen Seiten hin angelegter Aufbau, dem in der stereometrischen Auffassung seiner Architektur der Charakter einer dreidimensionalen Freiplastik anhaftet, die aus verschiedenen Blickwinkeln gesehen werden möchte. Freistehend wie so viele aufrechte Grabkreuze unterscheidet sich das Denkmal von dem in Freiburg bevorzugten Wand- oder Nischengrabmal, für das sich die Friedhofsmauern anboten.



Abb. 1

Das Thaddäus-Rinderle-Grabmal auf dem Alten Friedhof zu Freiburg, zwischen 1824 und 1829 errichtet (Foto: Gerhard Everke 1982).

1683 hat man damit begonnen, den Friedhof, der ursprünglich als Kirchhof das Freiburger Münster umgab, nördlich der Stadtgrenze anzusiedeln, auf halbem Wege zum früheren Dorf Herdern, das heute ein längst eingemeindeter Stadtteil ist.<sup>2</sup> In andächtiger Bewunderung verharret man vor vielen der damals modernen Grabmäler, deren barockes Pathos mitsamt den nachdenklich stimmenden Sinnsprüchen nach wie vor berührt. In den Bann zieht nicht zuletzt die künstlerische Qualität dieser oft bildhaft aufgefassten Werke, die aus Sorge vor zunehmender Verwitterung nach und nach durch Kopien ersetzt werden. Das gilt übrigens auch für unser Rinderle-Grabmal, obschon es jünger ist, aber bald auch schon 200 Jahre lang existiert.<sup>3</sup> Mit der Zeit war der Platz längs den Friedhofsmauern erschöpft. Da die meisten Grabmäler als wertvolle Relikte der Barockzeit davor bewahrt blieben, durch neuere ersetzt zu werden, kam man nicht umhin, auch die Freiflächen zur Bestattung freizugeben. Zu den zierlichen, meist schmiedeeisernen Grabkreuzen aus der Übergangszeit des Rokoko, vereinzelt Obelisken und gebrochenen Säulenstümpfen gesellten sich bald Monumente klassizistischer Ausprägung – einen unverwechselbaren Kontrast beschwörend.

Das Rinderle-Grabmal ist zweifellos das originellste unter ihnen. Seine Monumentalität liegt in der harmonischen Ausgewogenheit seiner Komposition begründet, in der Strenge des Aufbaues und der Zuordnung seiner Elemente. Unversehens fällt sein profaner oder doch heidnischer Charakter auf. Nirgends lässt sich ein christliches Symbol entdecken, nicht einmal ein Kreuz ist vorhanden, was angesichts unserer Kenntnis zur Persönlichkeit Rinderles schon recht merkwürdig anmutet. Katholischer Priester war er doch, und er zierte sich nicht, in der Mönchskutte zu dozieren. Zurückhaltend ist auch der Verweis auf ihn. Bloß sein Hausname und etwas kleiner darunter „Professor“ ist in Großbuchstaben in eine der vier pilastergerahmten Stirnflächen eingemeißelt, die sich somit als die Schauseite präsentiert. Ein im Relief erhabener vortretender Schmetterling oberhalb des Namenszugs verleiht der berechneten Strenge einen Hauch von Lebensnähe. Er ist das antike Symbol der wiederkehrenden menschlichen Seele. Der Puppenhülle entschwunden, versetzen ihm Flügel eine überirdische Daseinsberechtigung. Auf den Sockelstufen des Monuments sind Rinderles Lebensdaten verzeichnet, auf den Tag genau. Zuunterst findet sich auch der oben zitierte Merksatz, der sich nur in gebückter Haltung oder im Niederknien lesen lässt. Augenfälliger ist dagegen der obere Teil (Abb. 2). Er zeigt uns in ausdrucksstarker Form einen von dorischen Säulen umgebenen Globus. Kreisförmig gefasste Sterne in den überleitenden Giebfeldern scheinen einen kosmischen Bezug herzustellen. In ihrer metaphysischen Implikation verweisen sie als Elemente des unendlichen Weltalls sinnbildlich auf eine höhere, jenseits unserer irdischen Welt gelegene Sphäre. An Kant zu denken, fiel in diesem Zusammenhang nicht schwer. In seiner Bewunderung für den bestirnten Himmel über uns, appellierte er an das moralische Gewissen in uns, und sprach so als aufgeklärter Grenzgänger zwischen den Welten dem einfachen Christen aus dem Herzen. Sollte diese durchaus einvernehmliche Betrachtungsweise zum Verzicht eines Kreuzes berechtigen? Dass es auch anders möglich gewesen wäre, belegt das durch ein Kreuz erhöhte Malteserepitaph in der Pfarrkirche zu Heitersheim (Abb. 3). Als Architekt dieser zur selben Zeit erbauten Kirche zeichnete Christoph Arnold, von dem noch die Rede sein wird, verantwortlich. Es ist dies nur ein Beispiel

---

<sup>2</sup> Genau genommen ist auf Ratschlag von Kaiser Maximilian aus Angst vor der Pestgefahr schon 1515 ein Friedhof in der Vorstadt „Neuburg“ angelegt worden, der aber im Zuge der Stadtbefestigung unter französischer Herrschaft verloren ging. Vgl. JULIUS DORNEICH: Der Alte Friedhof in Freiburg im Breisgau, Freiburg 1968, S. 5ff.

<sup>3</sup> 1986 wurde das Original in Sicherheit gebracht. Es befindet sich heute auf dem Friedhof in Staufen unter dem Vordach der Kapelle. Vgl. Badische Zeitung vom 27. August 1986.



Abb. 2 Detail der um 1986 erstellten Replik des Rinderle-Grabmals (Foto: Gerhard Everke 2013).



Abb. 3 Malteserepitaph in der 1827 von Christoph Arnold erbauten Pfarrkirche St. Bartholomäus in Heitersheim (Foto: Gerhard Everke 1985).

für eine hier und da intendierte Verschränkung antiker und christlicher Ausdruckswerte, wie sie im Kirchenbau der Zeit allgegenwärtig ist. Kein Geringerer als Andrea Palladio, der bedeutende italienische Architekt des 16. Jahrhunderts, sollte ihr im Bewusstsein der Neuzeit mit dem Tempelcharakter seiner Kirchenfassaden den Weg bahnen. Mit der Renaissance auch wurden im Zuge der neuzeitlichen Erkundung unseres Planeten vermehrt „Weltkugeln“ hergestellt und zwar dergestalt, wie auf dem Rinderle-Grabmal nachempfunden. Eingehängt in ein Standgestell ließen sich solche Erdbälle im Hin- und Herdrehen rundum studieren.<sup>4</sup> Indem nun hier die Stützen eines solchen Mehrfußes dorischen Säulen nachgebildet sind, wird einmal mehr auf die Architektur des Klassizismus um 1800 verwiesen und noch direkter Bezug genommen auf die französische Revolutionsarchitektur. Claude-Nicolas Ledoux und Étienne-Louis Boullée sind die Hauptvertreter dieser neuerungsbewussten Auffassung von Architektur, die unter dem Gesichtspunkt formaler Gestaltung klare geometrische Raumgebilde zum vielsagenden Ausdruckswert einer neuen Ästhetik erhoben. Symbolischem Ausdruck sollte in sprechender Weise Rechnung getragen werden. Das wohl bekannteste Beispiel dafür ist Boullées sogenannter „Newton-Kenotaph“, der sich als ein begehbares kugelförmiges Gebäude darstellt, das aber angesichts seiner gigantischen Ausmaße mit dem damaligen Baumaterial niemals hätte hergestellt werden können.<sup>5</sup> Isaak Newton (1643-1727) war der bedeutendste Naturwissenschaftler der Zeit. Seine Gravitationsgesetze, mit denen er die Bewegung der Planeten begründete, machten ihn berühmt. Auch Johann Wolfgang von Goethe setzte sich mit ihm im Rahmen seiner Farbtheorie auseinander und ein Immanuel Kant suchte der Tragweite seiner Erkenntnisse philosophische Folgerungen abzugewinnen. Boullée hatte gar ein Bildnis von ihm über seinem Schreibtisch hängen, daneben ein weiteres von Kopernikus. Als Fingerzeig bildhafter Möglichkeiten – das war ihm bewusst – musste sein erwähnter Entwurf dem Kosmos des Denkbaren vorbehalten bleiben. Dennoch blieb es nicht aus, dass, angeregt durch ihn, auch andere Architekten in ihrer Hochachtung für Newton das Thema der Kugel als vollkommene, mitunter als göttlich umschriebene Form des Universums aufgriffen. Adaptiert wurde es von dem französischen Architekten Antoine-Laurent-Thomas Vaudoyer für seinen 1785 in Rom entstandenen Entwurf eines „Hauses für einen Kosmopoliten“ (Abb. 4). Unverkennbar verweist die Idee dieser Architektur auf das uns vertraute Motiv des Rinderle-Grabmals.<sup>6</sup>

Mit Revolutionsarchitektur dürfte auch Friedrich Weinbrenner (1766-1826) in Berührung gekommen sein. Seine Bedeutung als Architekt kann wohl als bekannt vorausgesetzt werden, ist er doch als Stadtplaner von Karlsruhe und Oberbaudirektor im Großherzogtum Baden eine uns vertraute Persönlichkeit. Wenn nicht schon 1791/92 in Berlin, dann wird er spätestens im

---

<sup>4</sup> Bekannt für seine Globen war Gerhard Mercator (1512-1594), einer der bedeutendsten Kartografen des 16. Jahrhunderts. Ihm verdanken wir einen 1541 gefertigten Erdglobus sowie den berühmten Himmelsglobus von 1551, der sich heute im Kultur- und Stadthistorischen Museum in Duisburg befindet. Auch dieser Globus ist in ein Gestell eingehängt, das aus dorisch anmutenden Säulen besteht. Vgl. dazu Ruth Löffler in: Wunderwerk. Göttliche Ordnung und vermessene Welt. Der Goldschmied und Kupferstecher Antonius Eisenhoit und die Hofkunst um 1600, Ausstellungskatalog Paderborn 2003, Mainz 2003, S. 232f.

<sup>5</sup> Die beste Grundlage für das Verständnis der Revolutionsarchitektur bietet der gleichnamige, unter der Federführung von Günter Metken und Klaus Gallwitz herausgegebene Katalog der Baden-Badener Ausstellung von 1970 (1971), Stuttgart-Bad Canstatt 1970. Speziell zum Newton-Kenotaph vgl. S. 34-41.

<sup>6</sup> Vaudoyers Entwurf wurde bemerkenswerter Weise 1802 durch C. Normand in Form eines Kupferstiches in einem Pariser Museumsjahrbuch veröffentlicht. Spätestens zu diesem Zeitpunkt war er überregional bekannt. Dieselbe „Hausform“ hat sich dann auch Jean-Jacques Lequeu, der neben Ledoux und Boullée bekannteste Vertreter der Revolutionsarchitektur, für einen „Tempel der Gleichheit“ zu eigen gemacht. Vgl. Revolutionsarchitektur (wie Anm. 5), S. 248f. bzw. S. 224f.

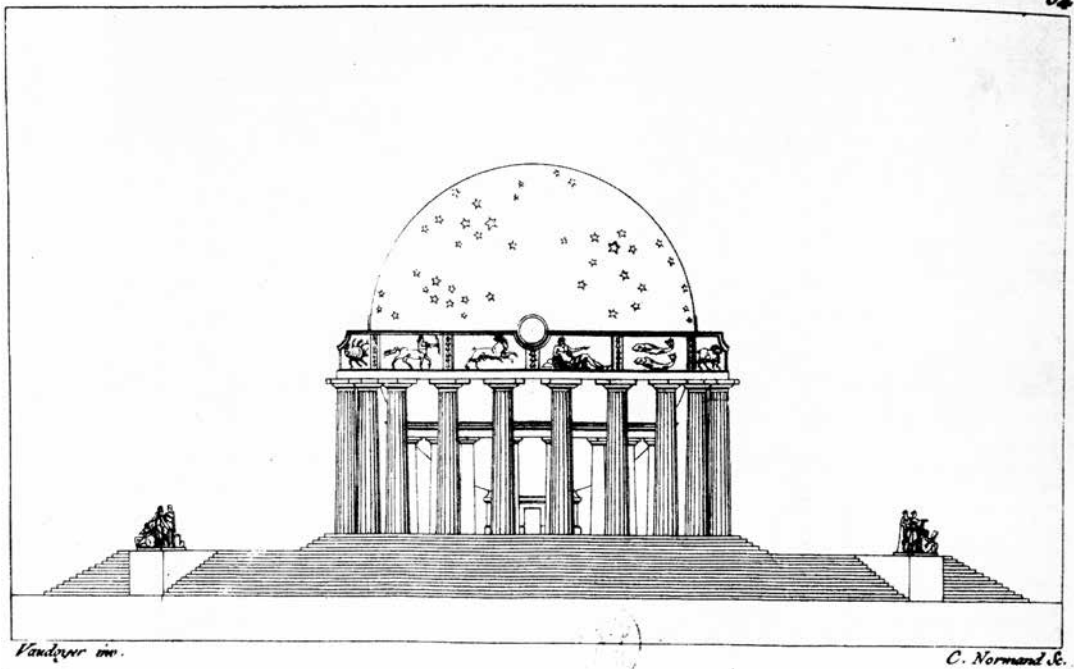


Abb. 4 Antoine-Laurent-Thomas Vaudoyer, Entwurf eines Kosmopolitenhauses, 1785, Kupferstich von Charles Normand (aus: *Revolutionsarchitektur* [wie Anm. 5]).

Laufe seiner sich anschließenden Studienzeit in Rom von dem neuen Trend der Architektur gehört haben. Dort ging von der Académie de France mancher Impuls aus. Baukunst war in Italien ein ohnehin übergeordneter Bezugspunkt der Schönen Künste und fand so auch die gebührende Wertschätzung bei den Studenten der Accademia di San Luca, die Weinbrenner frequentierte.

Die stilistische Eigenart des Rinderle-Grabmals lässt, wenn man Weinbrenners Bauten kennt, unweigerlich an ihn denken oder doch an einen seiner in Karlsruhe unterwiesenen Schüler. Der zurückhaltende dorische Charakter des Monuments spricht dabei für sich. Und noch etwas erweist sich als relevant: ein lesbisches Kymation, das als Schmuckleiste einen sanfteren Übergang vom Architrav zu den Giebelschrägen herstellt.<sup>7</sup> Dieses scheinbar eher beiläufige Element ist ein typisches Merkmal der Weinbrennerschule<sup>8</sup> und lässt nach Karlsruhe blicken. Dort nämlich ist der Entwurf unseres Monuments entstanden, viele Jahre vor seiner Ausführung in Freiburg.

<sup>7</sup> Gemeint ist ein „Herzblattstab“, der als Zierleiste neben dem „Eierstab“ zur jonischen Säulenordnung gehört.

<sup>8</sup> Schon in Rom hat sich Weinbrenner nach eingehendem Studium der Tempel in Paestum entgegen der orthodoxen Auffassung der antiken Säulenordnungen die Freiheit genommen, Dorisches mit Jonischem zu verbinden. So zum Beispiel fügt er in die mächtige Balkenlage des paestisch anmutenden Vestibüls seines 1794 gefertigten Rathausentwurfs Schmuckleisten jonischer Eierstäbe ein. Vgl. GERHARD EVERKE: *Gradus ad Parnassum. Weinbrenners erfüllte Studienjahre in Rom*, in: Friedrich Weinbrenner 1766-1826. *Architektur und Städtebau des Klassizismus*, Ausstellung der Städtischen Galerie Karlsruhe und des Südwestdeutschen Archivs für Architektur und Ingenieurbau am KIT 2015, Petersberg 2015, S. 66.

## Bezugnahme auf Immanuel Kant

Der Geisteshaltung des Klassizismus verpflichtet, sollte Weinbrenners Verständnis von Baukunst bald überall in Baden seine unverwechselbare Stilausrichtung finden – auch auf dem Gebiet der Sepulkralkunst. Klaus Lankheit gibt in seinem Buch über „Friedrich Weinbrenner und den Denkmalskult um 1800“ eine Reihe überzeugender Beispiele an die Hand.<sup>9</sup> Mitunter fällt auch dabei das eigenwillige Spiel mit antiken Versatzstücken auf – so etwa die erwähnte Kombination von dorischem und jonischem Formengut. Vom Brunnendenkmal, das den Stadtplaner zwangsläufig einnimmt, bis hin zu bedeutungsvollen Großprojekten, etwa einem deutschen Nationaldenkmal, reicht Weinbrenners Betätigungsfeld. Monumente zum Gedächtnis großer Persönlichkeiten stehen auf einem anderen Blatt. Sind wir es gewöhnt, bei einem Denkmal auf Schiller und Goethe, Beethoven und Kant oder sonst eine Persönlichkeit an eine Standfigur auf einem Sockel zu denken, so sollte sich dieser an sich selbstverständliche Denkmalstyp mehr oder weniger erst im Laufe des 19. Jahrhunderts herausbilden. Bedeutende Denkmäler dieser Art wie etwa das von Bertel Thorvaldsen für Friedrich Schiller in Stuttgart (1839) oder unter den Regentschaftsdenkmälern das von Ludwig Schwanthaler für den badischen Großherzog Karl Friedrich in Karlsruhe (1844), stehen beinahe noch am Beginn der Entwicklung. Historische Brunnenfiguren, zumeist in Gestalt von geharnischten Rittern, gehören dagegen schon länger zum gewohnten Stadtbild. Sie begegnen uns häufig in der Schweiz, aber auch bei uns. Ein frühes Beispiel ist der alte, von Fotos und Postkarten her bekannte Bertoldsbrunnen in Freiburg, zu dem Weinbrenner 1807 die Planvorlage lieferte. Er ist gewissermaßen das Vorbild für den Marktbrunnen in Kenzingen mit der Figur des Stadtgründers Rudolfs II. von Üsenberg. Nach der dort angebrachten Jahreszahl 1824 zu urteilen, ist er beinahe zeitgleich mit dem Rinderle-Grabmal entstanden, sehr wahrscheinlich im Zuge einer Stadtverschönerungsmaßnahme durch Christoph Arnold, dem treuesten Weinbrennerschüler, der anlässlich der Instandsetzung der katholischen St.-Laurentius-Kirche häufig in Kenzingen anwesend war.<sup>10</sup> Auch an diesem Brunnen ist ein Kymation in Form eines Eierstabs zu sehen, wie denn überhaupt die Kenzinger Brunnenssäule mit ihren von Akroterien<sup>11</sup> flankierten Giebelschrägen dem klassizistischen Typus eines römischen *Cippus sepulcris* nachempfunden ist.

Im Hinblick auf das Thema „Persönlichkeitsdenkmal“ nimmt Weinbrenner eine merkwürdige Haltung ein. An einem naturgetreuen Standbild scheint ihm nicht gelegen gewesen zu sein, umso mehr aber an einer abstrakten und symbolisch verklärten Aussage. Ein beredter Beleg dafür ist neben anderen Beispielen seine Zeichnung eines Goethedenkmals.<sup>12</sup> Wie Lankheit annimmt, könnte sie 1819 zum 70. Geburtstag des Dichturfürsten entstanden sein. Angesichts des Aufgebots an symbolischen Formen ist eine bildnerische Ausführung wohl nie ernsthaft in Erwägung gezogen worden. Eher dürfte eine Veröffentlichung als Widmungsblatt ins Auge gefasst worden sein, zumal der Entwurf als Lithographie vorliegt. Im Vergleich zur asketischen Strenge von Weinbrenners Bauten wirkt das dargestellte Monument geradezu grotesk. Mit all seinen Versatzstücken unterscheidet es sich erst recht von einem Entwurf, in dem wir auf Antrieb unser

---

<sup>9</sup> KLAUS LANKHEIT: Friedrich Weinbrenner und der Denkmalskult um 1800, Basel/Stuttgart 1979.

<sup>10</sup> GERHARD EVERKE:, Kenzingen um 1820 – Christoph Arnolds Bemühungen um den Erhalt der katholischen Stadtpfarrkirche St. Laurentius, in: Die Pforte. Arbeitsgemeinschaft für Geschichte und Landeskunde in Kenzingen e.V., 28./29. Jahrgang 2008/2009, Nr. 54-57, S. 59-89.

<sup>11</sup> Giebelverzierung antiker Tempel.

<sup>12</sup> Abgebildet bei LANKHEIT (wie Anm. 9), S. 53.

Rinderle-Monument erblicken, im dem aber Lankheit ein Denkmal für Immanuel Kant zu sehen vermeint (Abb. 5).<sup>13</sup> Auf Kant näher einzugehen ist hier nicht der Ort, doch schickt es sich, das seine Persönlichkeit Auszeichnende zumindest in einem Absatz zu umreißen.

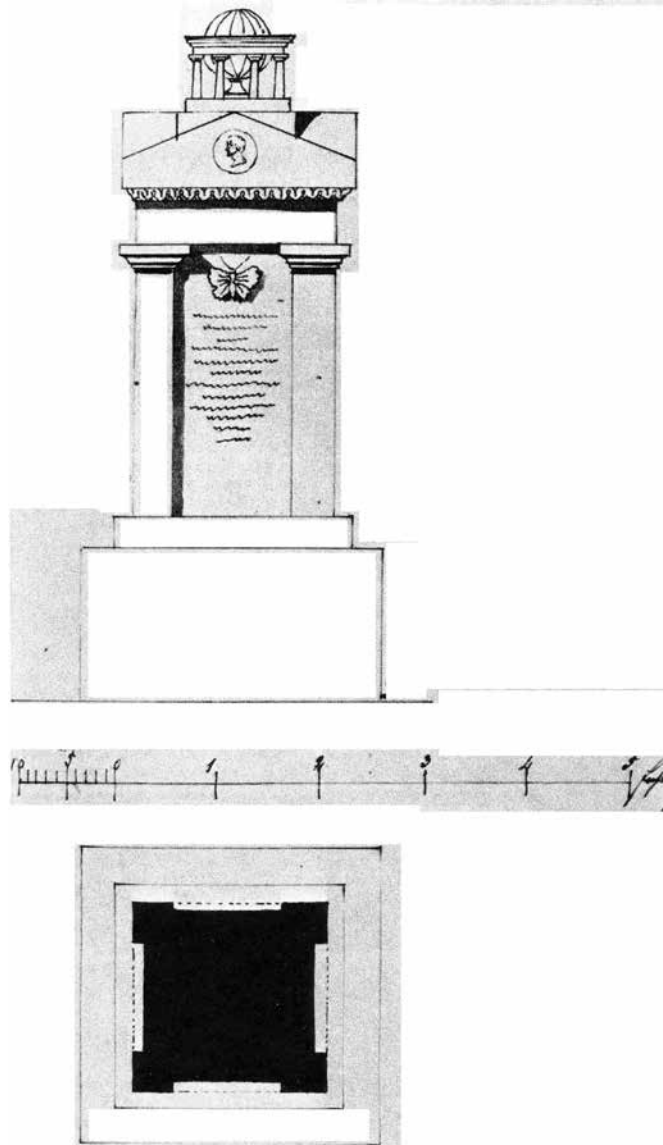


Abb. 5 Als Denkmal für Immanuel Kant ausgegebener, für Friedrich Weinbrenner in Anspruch genommen und auf 1804 datierter Entwurf, Federzeichnung im sogenannten „Skizzenbuch“ von Heinrich Geier (Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau am KIT).

<sup>13</sup> Abgebildet ebd., S. 47. Im Kontext dazu Lankheits Begründung eines Denkmalentwurfs für Kant.



Im Bewusstsein der europäischen Geistesgeschichte tritt Kant als Repräsentant der Aufklärung in Erscheinung. Zum Bonmot wurde sein Postulat des „sapere aude!“, das zum eigenständigen Denken ermutigt. In der Aufforderung, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, spiegelt sich das Selbstverständnis des rationalen Zeitalters. Sich aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit zu befreien, war – politisch gesehen – der ebenso aufgeklärte wie verheißungsvolle Leitgedanke des sich emanzipierenden Bürgertums. Geboren 1724 im ostpreußischen Königsberg, wo er zeitlebens als Professor für Philosophie wirkte, lebte Kant bis zu seinem Tod am 12. Februar 1804 in das neue Jahrhundert hinein. Während er sich als junger Mann ähnlich wie Rinderle für die naturwissenschaftliche Weltsicht interessierte und sich mit Newton auseinandersetzte, so in seinen „vorkritischen Schriften“<sup>14</sup>, suchte er in seinem Spätwerk das Denkbare an sich zu ergründen. Im Prüfen erkenntnistheoretischer Denkstrukturen liegt die Zielsetzung der per se mit seinem Namen verbundenen Transzendentalphilosophie begründet. Deshalb erhebt er auch den Begriff der Kritik zum Leitthema seiner fundamentalen Veröffentlichungen, etwa zum Titel seines eigentlichen Hauptwerks, der „Kritik der reinen Vernunft“. Kants unentwegtes Fragen nach der erkenntnistheoretischen Bedingung von gültigen apriorischen Urteilen impliziert im Denken an sich ein geradezu unbegrenztes Selbstverständnis von Philosophie, das mitunter dem Deutschen Idealismus um Fichte, Schelling und Hegel den Weg bahnte. Überlegungen zur Ästhetik als noch neuer philosophischer Disziplin geht Kant in seiner „Kritik der Urteilskraft“ nach. Zugänglicher sind seine vielfältig dargelegten Gedanken zur Ethik. „Grundlegung einer Metaphysik der Sitten“ ist eine Denkschrift mit höchst programmatischem Titel, die auf Kerngedanken einer „praktischen Vernunft“ verweist. Ihr verdankt Kant um 1800 doch eine gewisse Popularität, weshalb sein Name oft in einem Atemzug mit dem eines Friedrich Schiller genannt wird. „Handle so, dass die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als ein Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne“,<sup>15</sup> lautet der berühmt gewordene kategorische Imperativ, der in der Quintessenz von praktischer Vernunft das hohe Ideal menschlicher Moral zur Grundlage einer verbindlichen Ethik erhebt. Kants Ethos, das Leben auf der Grundlage moralischen Pflichtbewusstseins zu bestreiten, kam mitunter der abendländisch christlichen Lebenshaltung gleich, wobei freilich dem kategorischen Imperativ eine höhere Wertschätzung zgedacht war als dem Gebot der Nächstenliebe.

Sehen wir uns die Zeichnung an! Unversehens überraschen die übereinstimmenden Vergleichsmomente mit dem Rinderle-Grabmal. Ein Hinweis auf Kant fehlt. Überhaupt ist das Blatt, das zu einer Skizzensammlung eines gewissen Heinrich Geier gehört, gänzlich unbezeichnet. Da sich viele der in diesem sogenannten „Geierschen Skizzenbuch“ wiedergegebenen Zeichnungen auf Projekte Weinbrenners beziehen, zögert Lankheit nicht, ihm den Entwurf zuzuschreiben. Ohne eine Kenntnis vom Freiburger Rinderle-Grabmal zu haben, gibt er ihn mit der einem Kunsthistoriker eigenen Phantasie als ein Denkmal für Immanuel Kant aus und zieht dessen Todesjahr 1804 als *terminus post quem* für die Entstehung des Entwurfs in Betracht.<sup>16</sup>

<sup>14</sup> Vgl. die wiederholt aufgelegte, 1960 von Wilhelm Weischedel herausgegebene Kant-Ausgabe, Bd. 1-3, Darmstadt 1983. In seiner Dissertation von 1770 erörtert Kant „die Form und die Prinzipien der sinnlichen und intelligiblen Welt“. Viele seiner Gedanken verweisen schon auf die „Kritik der reinen Vernunft“ von 1781. Zum anderen rekurriert Kant auf seine 1755 als Erstlingswerk behandelte „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels oder Versuch von der Verfassung und dem mechanischen Ursprung des ganzen Weltgebäudes, nach Newtonischen Grundsätzen“.

<sup>15</sup> IMMANUEL KANT: Kritik der praktischen Vernunft, hg. von KARL VORLÄNDER (Philosophische Bibliothek 38), Hamburg 1929 (1974), S. 36, § 7.

<sup>16</sup> LANKHEIT (wie Anm. 9), S. 46ff. In Gesprächen, zu denen es während meiner Mitarbeit am Institut für Baugeschichte in Karlsruhe häufig Gelegenheit gab, hat Professor Lankheit seine These angesichts mei-

Ansonsten hält sich Lankheit in seiner Begründung bedeckt und auch von der Popularität des preußischen Philosophen ist er nicht wirklich überzeugt. Bei allem Respekt für seine spekulative Überlegung darf sogar bekräftigend ergänzt werden, dass sich Weinbrenner nach eigener Aussage tatsächlich mit dem Gedanken trug, Kant ein Denkmal zu setzen. In ihn eingelesen hatte er sich womöglich schon in Berlin, wo ein so gelehrter Schriftsteller wie Karl Philipp Moritz das neuartige Thema der Ästhetik zum Gegenstand philosophischer Erörterung machte, das den angehenden Architekten zwangsläufig interessieren musste. Als bald in Rom (!) folgte er als aufmerksamer Gasthörer den mit Bezug auf Kant gegebenen Vorlesungen des befreunden Kunstgelehrten Carl Ludwig Fernow und viele Jahre später bemüht Weinbrenner dann Kant auch in seinem „Architektonischen Lehrbuch“.<sup>17</sup> Dem geschätzten Philosophen mit einem Denkmal seine Reverenz zu erweisen, wäre also durchaus eine Herzensangelegenheit gewesen.

Den markanten Namen „KANT“ könnte man sich gut und gerne auf der Frontseite des Denkmals vorstellen, wobei sich die Frage aufdrängt, warum der Kopist diese vier Buchstaben hätte unterschlagen sollen. Platz ist, wie man sehen kann, auch für eine Inschrift vorhanden. Angeboten hätte sich der kategorische Imperativ, der das Denkmal zu einem monumentum virtutis hätte erheben können. Rinderle in Betracht zu ziehen, wäre angesichts der frühen Datierung des Entwurfs, an der an sich kein Zweifel besteht, auszuschließen, da sein Tod noch in weiter Ferne lag. Dass es sich im Prinzip aber doch um den Entwurf seines später erstellten Grabmals handelt, ist unübersehbar. Die Proportionen stimmen exakt mit dem ausgeführten Werk überein. Deutlich sind der Schmetterling und das Fußgestell mit dem durch Längengrade gekennzeichneten Erdball zu erkennen – für Lankheit dennoch der sinnreichste Verweis auf Kant, da er auf das „weltumspannende Gedankengebäude“ des Philosophen anspielen dürfte. Statt eines Sternes, den wir oben sinnfällig als ein Abzeichen des Kosmos begriffen haben, präsentiert sich an der Schauseite in der kreisrunden Form eines Medaillons ein menschliches Antlitz, das sich aber nicht identifizieren lässt. Somit ist alles in allem nicht wirklich ein eindeutiger Hinweis auf Kant gegeben. Und dennoch, obschon Lankheit seiner Vermutung Raum gibt, ist das Projekt ungeachtet der unzureichenden Indizien als ein Kant-Denkmal Friedrich Weinbrenners in die Literatur eingegangen – sogar in eine durchaus lesenswerte „Architekturgeschichte des 19. Jahrhunderts“<sup>18</sup>!

## Kein Kant-Denkmal

Die Annahme, es handle sich bei der vorliegenden Entwurfszeichnung um ein Kant-Denkmal von Friedrich Weinbrenner wirft vor dem Hintergrund unserer Kenntnis des Rinderle-Grabmals Fragen auf. Weder der Bezug auf Kant noch die Autorschaft Weinbrenners ist gesichert, wobei es außer Frage steht, dass der Entwurf in seinem Umfeld entstanden ist. Nur allzu gern werden in der Weinbrennerforschung ungesicherte Entwürfe oder auch unerforschte Gebäude, wenn sie denn die typischen Stilmerkmale aufweisen, für den Meister selbst in Anspruch genommen. Die voreilige Zuschreibung des fraglichen Kant-Denkmal an ihn hat eines außer Acht gelassen, nämlich die durch die Planskala ausgewiesenen Maßangaben. Demzufolge ist ein Monument dargestellt, das in seinen Ausmaßen dem in Freiburg ausgeführten Grabmal ent-

---

ner Forschungsergebnisse wieder in Frage gestellt.

<sup>17</sup> Dazu ULRICH MAXIMILIAN SCHUMANN: Friedrich Weinbrenners Weg nach Rom. Bauten, Bilder und Begegnungen, Katalog zur Ausstellung in Karlsruhe 2008 (Schriften des Museums für Literatur am Oberrhein 3), Karlsruhe 2008, S. 25.

<sup>18</sup> M[OHAMED] SCHARABI: Architekturgeschichte des 19. Jahrhunderts, Berlin 1993, S. 65.

spricht. Mit einer Höhe von etwa zwei Metern hat es menschliche Proportionen. So monumental es auch in Erscheinung tritt, lässt die beschränkte Größe den Charakter eines betont öffentlichen Denkmals vermissen. Bei formal ähnlichen Denkmälern, wie sie Weinbrenner für französische Generäle in Straßburg und der Umgebung von Neubreisach errichtete, ist allein schon der Sockel überlebensgroß. Wo auch immer das vermeintliche Kant-Denkmal aufgestellt worden wäre – in Karlsruhe? –, hätte es als Freiplastik im öffentlichen Raum voluminöser ausfallen müssen, um seinem urbanen Stellenwert gerecht zu werden.

Eine bisher unbekannte, in Straßburg überlieferte Zeichnung scheint die Annahme, dass es sich bei unserem Monument um ein Kant-Denkmal handelt, endgültig zu durchkreuzen (Abb. 6). Entstanden ist sie vermutlich 1808 als Bestandteil eines Albums von Weinbrenners Neffen (Jacques) Frédéric Arnold. Dort nun ist das Denkmal neben einem Pumpbrunnen dargestellt. Obwohl eine romanisch anmutende Säule mit Basis und Kapitell den Aufbau mit seiner kühnen und doch handlichen Hebelvorrichtung ziert, hält sich ein ausgesprochen monumentaler Anspruch in Grenzen. Ungeachtet der hier fehlenden Maßstabskala belegen einmal mehr die axial aufeinander bezogenen Grundrisse entsprechende Größenverhältnisse. Sollte unser Monument gar für einen Brunnen in Betracht gezogen worden sein? Besser als in der hier gegebenen Gegenüberstellung hätte es sich unter Grabmalstypen ähnlicher Art einreihen lassen, wie von Frédéric Arnold (?) in einer weiteren, heute in Karlsruhe archivierten Zeichnung dargestellt (Abb. 7).<sup>19</sup> Es sind dies Variationen über ein Thema. Gut und gerne könnte man sich das Blatt gerahmt in der Werkstatt eines Steinmetzen vorstellen, um als Auswahlkatalog für Bestellungen zu dienen. Betucht musste man natürlich sein, wollte man eines der stattlichen Grabmäler in Auftrag geben. Eine gewisse Bedeutung zu genießen war überdies ein Gebot der Schicklichkeit – hießen die Verstorbenen nun Rinderle oder Kant, wobei der Gedanke eines Grabmals für Letzteren in so weiter Ferne liegt wie dessen ostpreußische Heimat.

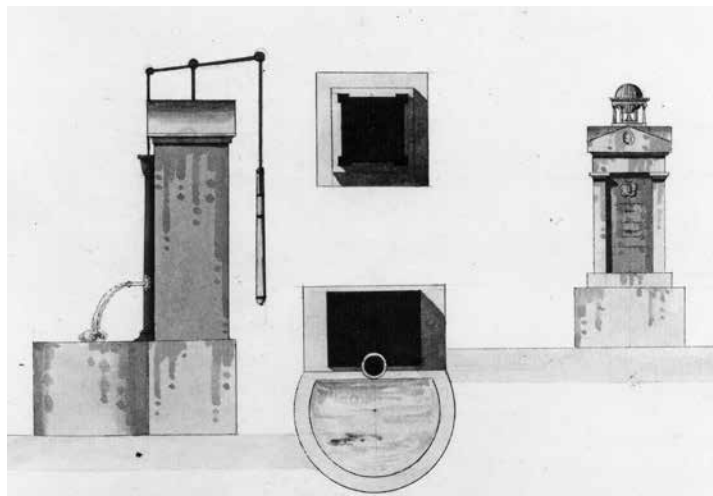


Abb. 6 Brunnenentwurf in Kombination mit dem später Thaddäus Rinderle zugegedachten Grabmal, farbig angelegte Federzeichnung von Frédéric Arnold (?), 1808 (Straßburg, Musées de la Ville, Cabinet des Estampes, Album Arnold, p. 133).

<sup>19</sup> Diese Zeichnung gehört zum Bestand des sogenannten „Arnold-Nachlasses“, den Wulf Schirmer Mitte der 1980er-Jahre aus Straßburg für das Institut für Baugeschichte in Karlsruhe erworben hat. Er enthält zumeist Zeichnungen von Frédéric Arnold, aber auch von anderen Mitgliedern der Familie Arnold. Archiviert wird er heute im Südwestdeutschen Archiv für Architektur und Ingenieurbau am KIT.

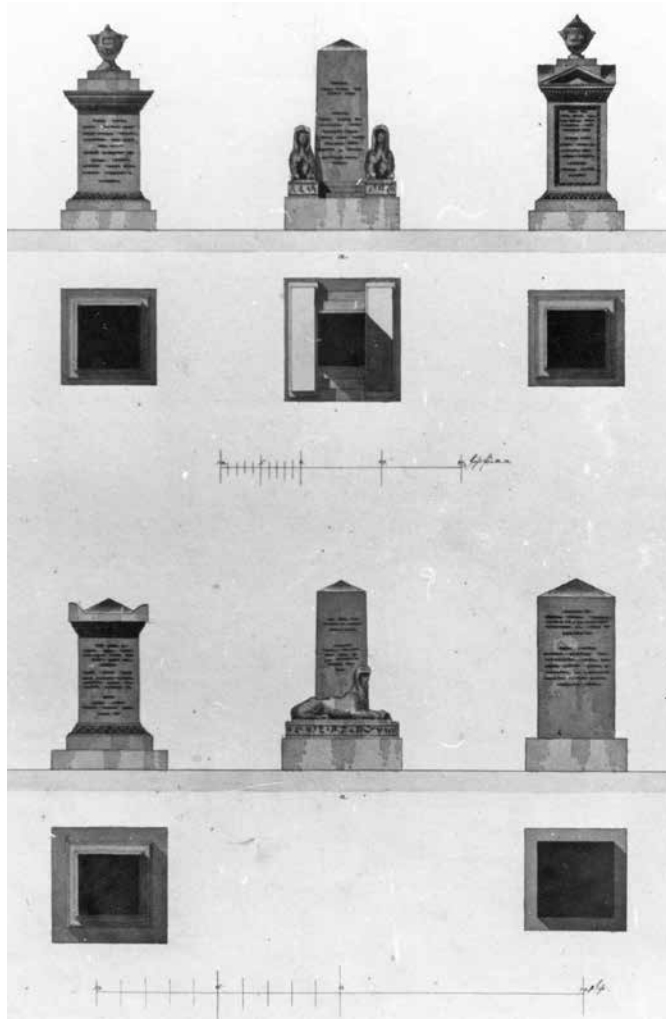


Abb. 7 Grabmalsentwürfe, farbig angelegte Federzeichnung von Frédéric Arnold (?) (Südwestdeutsches Archiv für Architektur und Ingenieurbau am KIT).

Frédéric Arnold war der Sprößling einer Straßburger Baumeisterfamilie, in die Weinbrenner 1798 einheiratete. Sie darf nicht verwechselt werden mit der verwandten Familie Arnold in Karlsruhe, aus der die beiden im Großherzogtum Baden tätigen Architekten Christoph und Friedrich Arnold hervorgegangen sind.<sup>20</sup> Alle haben sie bei Weinbrenner gelernt, was den Gedanken, ihn als den Urheber ungesicherter Entwürfe zu begreifen, natürlich nahelegt. Dass sich die Weinbrennerschüler als Kommilitonen untereinander austauschten, versteht sich von selbst und auch ein familiärer Kontakt zwischen den beiden Familien Arnold ist quellenmäßig belegt.

<sup>20</sup> Grundlegend zum Thema „Arnold“ ist GERHARD EVERKE: Christoph und Friedrich Arnold – zwei Architekten des Klassizismus in Baden, Dissertation, Freiburg 1991. Um den Apparat der Anmerkungen hier einzuschränken, sei, wenn nicht eigens vermerkt, auf die dort angegebenen Quellen verwiesen.

Da wir davon ausgehen müssen, dass es sich bei unserer Abbildung um ein Studienblatt handelt, wäre als Quelle dafür auch die Autorschaft der Karlsruher Arnolds in Erwägung zu ziehen, zumindest im Hinblick auf unser Rinderle-Grabmal.

Der Karlsruher Friedrich Arnold, der auf dem Gebiet der Baukunst ebenbürtige Verdienste hat wie sein Bruder Christoph, war bestens mit Thaddäus Rinderle bekannt. 1811 hatten sie sich auf der „Hohen Schule“ zu Freiburg kennengelernt, wo sie beide als Professoren wirkten. Gemeinsam unterschriebene Dokumente belegen ihren vertrauten Umgang miteinander. Zweimal teilten sie sich gar die ehrenvolle Amtsführung des philosophischen Dekanats. Parallel zu seinen universitären Verpflichtungen leitete Arnold an der Seite des schon älteren Georg Fischer die Freiburger Baudirektion. In seiner Eigenschaft als ausübender Architekt kümmerte er sich u.a. um den Erhalt des Klosters St. Peter auf dem Schwarzwald – Rinderles Zuhause. Dass er sich für dessen Mönchszelle, dem Kuriositätenkabinett eines Tüftlers, interessierte, liegt kraft seines Berufes auf der Hand. Fragen, ob die Straßburger Zeichnungen Kopien seiner Entwürfe sein könnten oder gar das Rinderle gesetzte Grabmal auf ihn zurückgeht, lassen sich nicht beantworten, verdienen aber doch in Erwägung gezogen zu werden. Denn ganz abwegig scheint es nicht zu sein, dass er als philosophisch bewandeter Ideenvermittler seinen bald nach Freiburg berufenen Bruder Christoph darin bestärkt haben könnte, in Erinnerung an seinen einstigen Kollegen Rinderle auf einen nahezu 20 Jahre alten, in Gottes Namen Kant zugedachten Entwurf zurückzugreifen.

### Christoph Arnold (1779-1844)

Christoph Arnold war in Karlsruhe Weinbrenners erster Schüler gewesen und entwickelte sich rasch zu dessen engsten Vertrauten. Eine ihm 1803 angetragene Assistentenstelle bei der Baudirektion erleichterte ihm den Entschluss, auf den Ruf einer Professur an der Düsseldorfer Kunstakademie zu verzichten. In Karlsruhe ergaben sich auch Möglichkeiten mit eigenen Bauten in Erscheinung zu treten – und das noch in der Frühphase der Stilausprägung. Auf dem Bauamt freilich war er in erster Linie als Assistent gefordert, nämlich Weinbrenner zur Hand zu gehen. Das erklärt, dass wir eine Reihe schön gezeichneter Planungsentwürfe von ihm haben, die aber meistens die Signatur Weinbrenners tragen. Seiner guten Handschrift wegen war Arnold nicht zuletzt als Sekretär geschätzt, was überlieferte Bauamtsschreiben zuhauf belegen. Auch wenn sie manchmal bloß von seinen Kollegen – neben Weinbrenner waren dies Wilhelm Frommel und Christoph Theodor Fischer – unterzeichnet sind, machen sie deutlich, dass er in sämtliche Projekte eingeweiht gewesen war. Die beiden zuletzt Genannten scheiden als mögliche Urheber unseres Denkmals aus, da von ihnen nichts Vergleichbares an Entwürfen oder Kopien bekannt ist. Unterbrochen wurden Arnolds Aktivitäten durch einen zweijährigen Studienaufenthalt in Rom. Idealerweise ließ sich die so entstandene Lücke durch seinen ebenso ambitionierten Bruder Friedrich ausfüllen, freilich nur provisorisch. Wieder daheim, schickte sich Christoph an, selber erste Bauten zu errichten und er trug mit dazu bei, Architekten und Werkmeister auszubilden. Großen Wert legte er dabei auf Materialkunde und praktische Handhabung, weshalb nicht nur angehende Architekten, sondern auch Handwerker seine Kurse besuchten. Unter diesem Gesichtspunkt kann man sich gut vorstellen, dass auch Varianten zu Grabmälern, wie oben dargestellt, in seinem Büro entstanden sind. Gerade mit der Sepulkralkunst hat er sich eingehend befasst. So schuf er – und nicht Weinbrenner – das dem Hofprediger Johann Leonhard Walz 1817 gesetzte Monument, das unter allen bekannten klassizistischen Werken dieser Art mit 4,75 m Höhe sowie 3,10 m Breite und Tiefe das größte seiner Art im Land ist. Im formalen Anspruch ähnlich ist auch das der Pfarrersfrau Juliane Gertraut Nothard zugedachte Grabmal, das Arnold

als ein gelungenes Beispiel in sein später bei Herder publiziertes Architekturwerk, einer praktischen Bauanleitung, aufgenommen hat (Abb. 8). Von höchster Stelle hatte er dazu den Auftrag erhalten, da die Verstorbene als Erzieherin der Kinder von Markgräfin Amalie in Erinnerung bewahrt werden sollte. Das vermutlich einer Vorlage von Hofmaler Feodor Iwanowitsch nachempfundene Relief – er gestaltete zusammen mit Josef Sandhaas auch den Tanzsaal des von Arnold errichteten „Badischen Hofes“ aus – zeigt die Geschwister in familiärer Eintracht, wie sie die Urne der Verstorbenen mit Rosen bekränzen.<sup>21</sup>

1819 übernahm Christoph Arnold als Bauinspektor die Baudirektion in Freiburg, um von dort aus in gehobener Stellung als Kreisbaumeister die Bauangelegenheiten im südlichen Landesteil zu koordinieren. Von der Ortenau bis hin zum Bodensee erstreckte sich sein Betätigungsfeld. Hinreichend zu tun gab es auf allen Gebieten, so auch „in Sachen Friedhofsangelegenheiten“. Noch war es in Freiburg üblich, die Verstorbenen zu Grabe zu tragen, was alsbald verboten wurde. Per Dekret musste ein Leichenwagen angeschafft werden, wozu sich Arnolds Planzeichnung von 1821 als ein höchst seltenes Exemplar dieser Gattung erhalten hat (Abb. 9). Von 1822 an war das Gefährt in Gebrauch. Untergestellt wurde es bezeichnenderweise im „Katzenturm“, den es als Relikt der mittelalterlichen Stadtbefestigung noch gab. Er stand im Vorfeld des Martinstores und wurde erst in der Zeit nach Arnold im Zuge der südlichen Stadterweiterung geschleift. Was nun an Grabmälern neu aufgeführt wurde, war dem Stil nach klassizistisch und eindeutig der weinbrenner-arnoldischen Formensprache verpflichtet. Ist zu den Lebensläufen der Verstorbenen schon allerhand zusammengetragen worden, so mag es verwundern, dass eine eingehende Beschäftigung mit den Monumenten selbst unterblieben ist.<sup>22</sup> Das ist gewiss auf die unzureichende Quellenlage zurückzuführen, doch versteht es sich von selbst, dass all die Werke im Grunde nur auf einen Architekten vom Schlage Arnolds oder einen durch ihn unterwiesenen Bildhauer zurückzuführen sind.

In Fragen künstlerischer Gestaltung ist Arnold zeit seines Wirkens in Freiburg der eigentliche Ansprechpartner gewesen. Jedes bedeutende, im Ansatz architektonische Werk ist ausschließlich mit seinem Zutun zustande gekommen und selbst bei der Anschaffung von Bildwerken und Gemälden war sein sachkundiger Ratschlag gefragt. Nicht unbegründet ist deshalb auch seine Einflussnahme auf die Gestaltung neuer Grabmäler. Darüber hinaus besitzen wir außer seiner Entwurfszeichnung für den de facto gebauten Leichenwagen weitere urkundlich gesicherte Belege für seine Teilhabe an dieser Aufgabe.

Grabmäler besonderer Gestaltung werden von alters her ausschließlich bedeutenden Persönlichkeiten gesetzt. Wer sich wie Thaddäus Rinderle große Verdienste erworben hatte und zu Lebzeiten höchstes Ansehen genoss, hatte Aussicht, über den Tod hinaus durch ein angemessenes Denkmal vor dem Vergessen bewahrt zu werden. Geachtet waren gewiss auch seine Professorenkollegen, an die man sich umso mehr erinnern würde, wenn es von ihnen ein vergleichbar stattliches Grabmal gäbe. So gesehen ist dem gottlob erhaltenen Rinderle-Grabmal als einzigartigem Beispiel eines Professorengrabmals eine besondere Wertschätzung beizumessen.

---

<sup>21</sup> Es sind dies die Prinzessinnen Caroline, die Königin von Bayern wurde, deren Zwillingschwester Amalie Christine, die unverheiratet blieb, Luise, die unter dem Namen „Elisabeth“ Kaiserin von Russland wurde, Friederike, die spätere Königin von Schweden, sowie Wilhelmine, die Großherzogin von Hessen wurde. Nicht dargestellt sind der mit einem Jahr verstorbene Bruder Karl Friedrich sowie Prinz Karl (Ludwig Friedrich), der 1811 Großherzog von Baden wurde und auf Geheiß Napoleons mit dessen Adoptivtochter Stephanie de Beauharnais vermählt wurde. Als wahrscheinlicher Stifter des Denkmals war er durch eine Inschrift einbezogen.

<sup>22</sup> Zu den namentlich Genannten vgl. das 1904 erstellte Grabinschriftenverzeichnis von Berthold Stöhr (Stadtarchiv Freiburg, B1 Nr. 86) sowie INGRID KÜHBACHER: Sie lebten in Freiburg, Freiburg 1987.

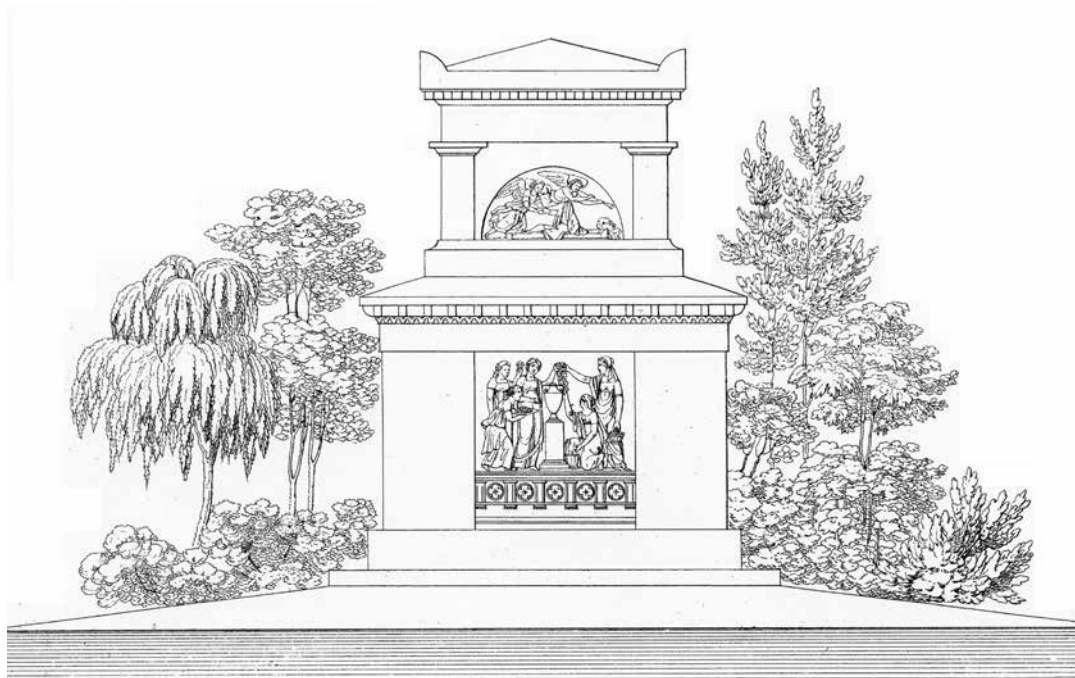


Abb. 8 Christoph Arnold, Entwurf (Lithografie) zu einem Grabmal der 1807 verstorbenen Juliane Gertraut Notthard (CHRISTOPH ARNOLD: Practische Anleitung zur Bürgerlichen Baukunst, H. II, Freiburg 1833, T. 20).



Abb. 9 Christoph Arnold, Entwurf des ersten Freiburger Leichenwagens, 1821, farbig angelegte Federzeichnung (Generallandesarchiv Karlsruhe).

Arnolds mutmaßliche Urheberschaft ist nicht zuletzt deshalb gerechtfertigt, als er auch für das gesamte Universitätsbauwesen verantwortlich zeichnete.

Abgesehen von den Baulichkeiten, die er für die „Hohe Schule“ errichtete – erwähnt seien das *Theatrum anatomicum*, das er im alten Universitätsgebäude am Franziskanerplatz, dem heutigen Rathausplatz, einrichtete,<sup>23</sup> das Krankenspital, das den guten Ruf der Freiburger Medizin begründen sollte und nicht zuletzt die Umgestaltung des Botanischen Gartens, der sich damals noch an der Dreisam unweit der heutigen Kronenbrücke befand –, wurde nach seinen Zeichnungen auch neues Mobiliar hergestellt, Schränke mitsamt den Vitrinen für das Naturalienkabinett zum Beispiel oder auch die als Denkmal für Großherzog Ludwig aufgefasste Lehrkanzel in der einstigen Aula, die auf einer alten Fotografie noch zu sehen ist. Im Hinblick auf die Grabstatt der Professoren sind uns von Arnolds Hand gleich zwei Projekte überliefert (Abb. 10 und 11). Sie stellen sich als Varianten eines monumental ausgeprägten Wandgrabmals dar, das im Prinzip dem eingangs erwähnten Nischengrabmal verpflichtet ist. Schrifttafeln mit den aufgeführten Namen der Verstorbenen füllen jeweils ein großzügig aufgefasstes Rahmenwerk aus. Die Qualität der Zeichnung mit der plastisch aus ihr hervortretenden Komposition weist Arnold als sorgsam bedachten Künstler aus. Im Abwägen der architektonischen Äquivalente, deren differenzierte Struktur gesehen werden will, gelingt es ihm auf überzeugende Weise, Form und Funktion aufeinander abzustimmen. Die sukzessive Abfolge sich wiederholender Elemente, seien sie durch Pilaster gegliedert oder auch nicht, sowie das Wellenband des in die Reihung eingebundenen, im Klassizismus nicht eben häufig anzutreffenden Segmentbogens verleihen der Wandverkleidung eine höchst feierliche Monumentalität. Datieren lassen sich die beiden Projekte in die Jahre 1822 und 1829. Eher beiläufig verweist die Zeitlücke auf die beschränkte Finanzlage hin, gab es doch vordringlichere Bauanliegen als aufwendigen Grabmalkult. Indem die Projekte unausgeführt blieben, entsagte die Universität mehr oder weniger bewusst ihrer eigenen Selbstdarstellung. Dabei wäre eine Einheitsgrabstätte mit der Namensnennung der Professoren gewiss wohlfeiler gewesen als die Errichtung individueller Einzelgrabmäler, sofern deren Finanzierung nicht wenigstens partiell von den Familienangehörigen bestritten wurde. Bemerkt sei noch, dass in einem der beiden Projekte der symmetrisch betonte Mittelteil wie ein triumphales Tor aufgefasst ist, dessen Bekrönung mit Urnen formaliter dem Gestaltungsprinzip unseres Rinderle-Grabmals verpflichtet ist. Mit Urnen bekrönt, dürfen wir uns auch den Friedhofseingang von der Karlstraße her vorstellen, der zwar nicht gerade ins Auge fällt, dessen dorischer Zug aber doch Arnoldsches verrät.<sup>24</sup>

Und noch ein für Arnold gesichertes Professorengrabmal ist uns überliefert, mit dem wir unsere Betrachtungen schließen wollen. Es ist dies das nicht mehr vorhandene Grabmal eines längst vergessenen Mannes namens de Benedictis, das uns ausschließlich durch Arnolds Entwurfszeichnung aus dem Jahr 1827 bekannt ist (Abb. 12). Sie zeigt uns ein sogenanntes „liegendes Grabmal“. Testamentarisch hatte Professor de Benedictis verfügt, ihm ein schlichtes Kreuz zu setzen, ohne Korpus und – was erstaunen mag – ohne seinen Namen. Jeder Friedhofsbesucher sollte lediglich sehen, dass da wo es stehe, ein Christenmensch begraben liege. Zwanzig Jahre nach de Benedictis' Tod wurden die Nachkommen seinem Ansinnen gerecht. Wegen der damals schon ins Auge gefassten Verlegung des Friedhofs schlug Arnold statt eines aufrechten

<sup>23</sup> Erstmals dargestellt von mir im Rahmen der Ausstellung zum 525-jährigen Universitätsjubiläum im Jahre 1982, vgl. Freiburg im Breisgau. Universität und Stadt, hg. von HUGO OTT und HANS SCHADEK (Stadt und Geschichte. Neue Reihe des Stadtarchivs Freiburg i. Br. 3), 1982, S. 15f.

<sup>24</sup> Portale durch Kugeln, antikisierende Vasen oder mit Agaven bepflanzte Blumentöpfe auf den Torpfosten zu akzentuieren, war zur Zeit Arnolds beliebt. Ein mit urnenförmigen Gefäßen flankiertes Portal nobilitiert den Zugang zu seiner Heitersheimer Kirche, die inmitten eines Friedhofs steht.





Abb. 10 Christoph Arnold, Entwurf einer monumentalen Grabstätte für die Professoren der Universität Freiburg, 1822, farbig angelegte Federzeichnung (Universitätsarchiv Freiburg, B 1/297).

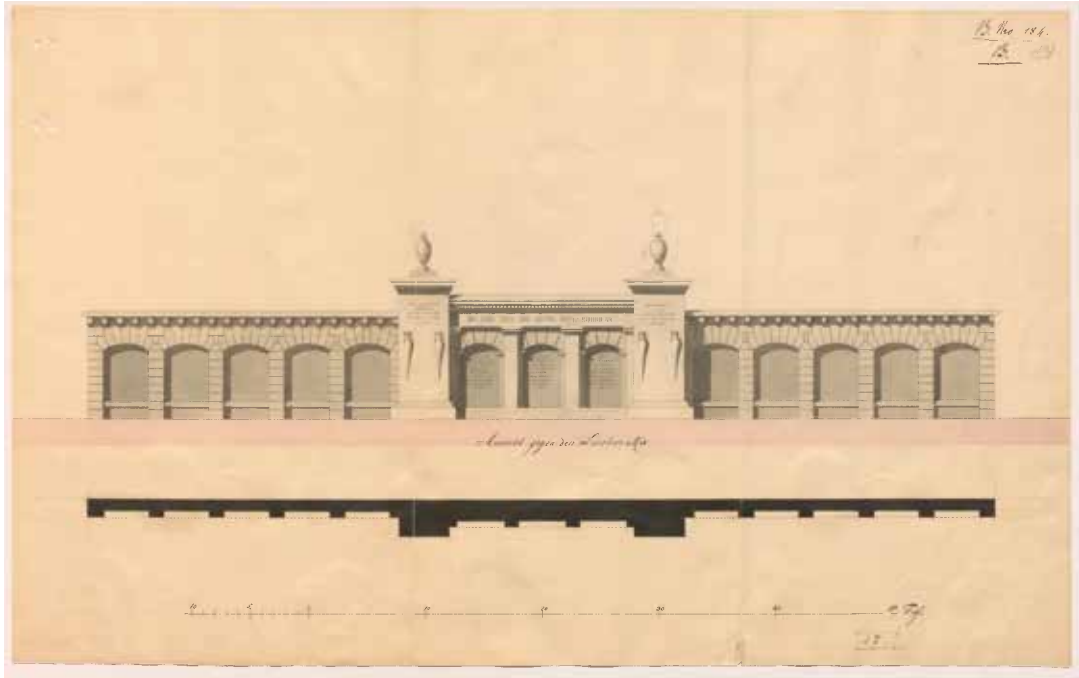


Abb. 11 Christoph Arnold, Alternativentwurf einer monumentalen Grabstätte für die Professoren der Universität Freiburg, 1829, farbig angelegte Federzeichnung (Universitätsarchiv Freiburg, B 1/297).

Kreuzes ein „liegendes“ vor, weil es sich unbeschadet translozieren lasse. Wie sein bei den Universitätsakten überlieferter Entwurf erkennen lässt, handelt es sich dabei um eine etwa 20 cm dicke Steinplatte, die ein schlichtes Kreuz abgibt, umrahmt von einem antiken Mäanderfries. Reliefplatten dieser Art waren keineswegs eine Novität. Es gab sie von jeher in Kirchen, so auch im Freiburger Münster, bevor Arnold dort einen neuen Fußboden aus den uns vertrauten hellen und roten Karoplatten auslegen ließ. Ungeachtet dessen sind uns ältere Grabplatten auch vom Alten Friedhof her bekannt. Indem Arnold seine Zeichnung in der Synopse so abstrakter Zeichen wie dem christlichen Kreuz und dem antiken Schmuckband auf ein Minimum an Gestaltungsmöglichkeiten beschränkt, dürfte er auch auf diese Weise dem Ansinnen des Verstorbenen gerecht geworden sein. Mit dem Einverständnis der Hinterbliebenen wurde sein Projekt, wie auf der Zeichnung eigens vermerkt, planmäßig ausgeführt. Als Bildhauer zeichnete der in Freiburg bekannte Franz Xaver Hauser, dessen Namen wir mit dem einstigen Bertoldsbrunnen und der Abendmahlsszene im Freiburger Münster verbinden. Da die Auftragslage für anspruchsvolle Bildwerke schlecht war, suchte Hauser sein Auskommen als Steinmetz von Grabmälern zu finden. Unter diesem Blickwinkel liegt es nahe, ihn auch als den ausführenden Künstler unseres Rinderle-Grabmals in Betracht zu ziehen.



Abb. 12 Christoph Arnold, Grabmalentwurf für Professor de Benedictis auf dem Alten Friedhof zu Freiburg, 1827, farbig angelegte Federzeichnung (Universitätsarchiv Freiburg, B 1/1981).

## Fazit

Wie sich gezeigt hat, ist die Fragestellung dieser Recherche in ihrer Komplexität herausfordernd. Als ein vorrangiges Anliegen galt es zu ergründen, ob nicht eventuell das klassizistische Rinderle-Grabmal auf dem Alten Friedhof in Freiburg auf den Architekten Christoph Arnold zurückgeht. Die stilistischen Merkmale stimmen mit denen seiner Bauten und Projekte, zu denen auch Beispiele von Grabmalern gehören, überein. Sie weisen allerdings auch nach Karlsruhe, wo Friedrich Weinbrenner die besondere Eigenart des „Baustils“ in die Wege leitete. In Karlsruhe auch hat sich eine Zeichnung erhalten, die das in Freiburg ausgeführte Monument

wiedergibt. Sie ist weder bezeichnet noch signiert, was aber den Kunsthistoriker Klaus Lankheit nicht hinderte, in ihr einen Entwurf Weinbrenners zu einem Denkmal für Immanuel Kant zu erblicken. Als mögliche Entstehungszeit hat Lankheit Kants Todesjahr 1804 ins Auge gefasst. Dieser Hypothese zufolge ist der dargestellte Entwurf als Kant-Denkmal in die Kunstgeschichte eingegangen. Vergleiche mit ähnlichen Bildwerken, die durchaus eine Einordnung in das erste Jahrzehnt des Jahrhunderts rechtfertigen, und nicht zuletzt das Argument beschränkter Maßverhältnisse bestärken uns in der Annahme, dass es sich in Wirklichkeit aber um einen Grabmalsentwurf handelt. Eine Zuschreibung an Weinbrenner ist zwar prinzipiell nicht auszuschließen, aber auch nicht zwingend. Für Arnold spräche, dass er zum fraglichen Zeitpunkt auf dem Bauamt in Karlsruhe Weinbrenner assistierte. Seine vielfach belegte Beschäftigung mit der Sepulkralkunst legt fernerhin den Schluss nahe, ihn als mutmaßlichen Urheber anzusehen. Warum auch sollte er sich in Freiburg auf dem Höhepunkt seines Schaffens einer Idee seines Lehrers bedient haben, was doch eher unwahrscheinlich ist? So gesehen handelt es sich um ein frühes Werk, auf das er zu gebotenem Anlass zurückgegriffen hat.

Fraglich bleibt die Rolle seines Bruders Friedrich, der als Professor für Baukunst an der Universität Freiburg mit Thaddäus Rinderle bekannt war. Sollte eventuell er als Urheber der Entwurfsvorlage deren Ausführung als adäquat empfohlen haben? Fragen dieser Art mögen zur weiteren Forschung ermutigen. Vorerst bleiben sie offen und so unbestimmt wie x.